

Wissen und Praxis – Zur aktuellen Debatte um den Wissensbegriff in der Erkenntnistheorie

Eva-Maria Jung, M.A.
Ruhr-Universität Bochum
Universitätsstr. 150, GA 3/139
D-44780 Bochum
Eva-Maria.Jung@rub.de

I. Der Wissensbegriff in der analytischen Erkenntnistheorie

„Wissen“ ist ein Begriff unserer alltäglichen Lebenswelt. Früh erlernt, häufig und in unterschiedlichsten Situationen gebraucht, spielt er eine zentrale Bedeutung für die Ausrichtung, Planung und Bewertung eigener wie fremder Tätigkeiten und Äußerungen. Jeder Versuch, den Wissensbegriff wissenschaftlich zu erfassen oder zu analysieren, ist vor die schwierige Aufgabe gestellt, ihn zwar einerseits so präzise wie möglich zu fassen, um ihn zu einem angemessenen Gegenstand wissenschaftlicher Diskussionen und Untersuchungen zu machen, andererseits aber auch den Intuitionen gerecht zu werden, die wir im alltäglichen Sprachgebrauch mit dem Begriff verbinden, oder, mit Wittgenstein gesprochen, bei der wissenschaftlichen Betrachtung des Wissensbegriffs nicht die Frage aus den Augen zu verlieren, ob der Begriff „in der Sprache, in der er seine Heimat hat“ tatsächlich so gebraucht wird.¹

Als zentrales Projekt steht die Begriffsanalyse von Wissen, d.h. die Suche nach einzelnen notwendigen und gemeinsam hinreichenden Bedingungen für das Vorliegen von Wissen, im Zentrum der analytisch geprägten Erkenntnistheorie. Insbesondere durch die von Edmund Gettier hervorgebrachten Beispiele zur Widerlegung der Standardkonzeption von Wissen als „wahre, gerechtfertigte Überzeugung“ wurden zahlreiche Vorschläge entwickelt, welche die Standardkonzeption zu modifizieren oder zu ergänzen versuchten, um sie gegen mögliche Gettier-Fälle immun zu machen. Eine andere Art der Kritik als jene Gettiers wird von Ansgar Beckermann hervorgebracht, der sich hauptsächlich auf Überlegungen Crispin Sartwells stützt und die Inkohärenz und Irrelevanz des Wissensbegriffs aufzuzeigen versucht, um darauf sein Plädoyer für eine neue Agenda der Erkenntnistheorie zu stützen, welche völlig auf den Wissensbegriff verzichten soll. In diesem Vortrag soll gezeigt werden, dass Beckermanns Argumente im Ganzen zwar nicht überzeugen können, dass aber seine Unzufriedenheit über die traditionelle Auffassung von Wissen durchaus berechtigt ist. Hierbei sollen drei Auffassungen, welche in der analytischen Erkenntnistheorie weit verbreitet sind, in Frage gestellt werden, nämlich (1) die Vorstellung, der Wissensbegriff sei über eine Begriffsanalyse definierbar, (2) die Annahme, Wahrheit stelle das einzige Ziel unserer Erkenntnisbemühungen dar, und (3) die Annahme, dass sich Wissen ausschließlich auf propositionales Wissen beschränkt.

¹ L. Wittgenstein (1984), Philosophische Untersuchungen 116.

II. Ist der Wissensbegriff inkohärent?

Ansgar Beckermann (2001) spricht sich für eine neue Agenda der Erkenntnistheorie aus, die ohne den Wissensbegriff auskommen soll. Hierzu versucht er aufzuzeigen, dass es sich beim Wissensbegriff um einen *inkohärenten* Begriff handelt, welcher zudem für die Erkenntnistheorie *irrelevant* sei. Kurz gefasst, er versucht zu zeigen, dass der vorherrschende Wissensbegriff äußerst problematisch und darüber hinaus auch noch für die Erkenntnistheorie verzichtbar ist.

Seine Argumente für die Inkohärenz des Wissensbegriffs stützt Beckermann im Wesentlichen auf Überlegungen von Crispin Sartwell (1992). Der traditionelle dreigliedrige Wissensbegriff erweist sich nach Sartwell durch ein Spannungsverhältnis zwischen den beiden Bedingungen der Wahrheit und der Rechtfertigung als inkonsistent. Dieses zeige sich auf, wenn man die Frage in den Blick nimmt, welche Rolle diese Bedingungen für unsere Erkenntnisbemühungen einnehmen, bzw. welche epistemischen Werte ihnen zukommen. Rechtfertigung diene als *Mittel*, um plausibel zu machen, dass eine andere, nämlich die Wahrheitsbedingung erfüllt ist, d. h. sie fungiert als *Kriterium* zur Feststellung, ob wahre Überzeugungen vorliegen; Rechtfertigung komme somit kein intrinsischer, sondern nur ein instrumenteller Wert für unsere Erkenntnisbemühungen zu. Wahrheit stelle hingegen das *Ziel* unserer Erkenntnisbemühungen dar.² In Beckermanns Worten sind „wahre Meinung“ und „gerechtfertigte Meinung“ schlicht Antworten auf zwei unterschiedliche Fragen der Erkenntnistheorie, nämlich einerseits auf die Frage nach den Zielen unserer Erkenntnisbemühungen, andererseits auf die Frage nach geeigneten Mitteln, mit Hilfe derer wir jenes Ziel erreichen. Sie gemeinsam zu einer Definition von Wissen zusammen zu bringen, hieße, einen illegitimen Hybridbegriff von Wissen zu erzeugen und sei somit vergleichbar mit folgender Definition von Säure: „Säure ist eine chemische Verbindung, die in wässriger Lösung infolge elektrolytischer Dissoziation Protonen und Säurerestionen liefert, und die Lackmuspapier rot färbt.“ (Beckermann 2001, 577).

Dieser Vorwurf der Inkohärenz des Wissensbegriffs ist auf zahlreiche und vielseitige Kritik gestoßen³. Am triftigsten erscheinen diejenigen Kritikpunkte, die die Frage nach dem Status des Wissensbegriffs und philosophischer Begriffsanalysen aufgreifen. Thomas Grundmann weist beispielsweise darauf hin, dass die offenbare Unzulänglichkeit der Säuredefinition aus dem Grund nicht mit der Wissensdefinition vergleichbar sei, weil es sich um zwei völlig unterschiedliche Begriffe handle. Während „Säure“ eine natürliche Art bezeichne, welche über ihre essentielle innere Natur definiert werden könne, gehöre der Wissensbegriff zu einer völlig anderen Art von Begriffen, welche nicht nur mit Hilfe ihrer Natur, sondern auch durch ihre Entstehungsgeschichte charakterisiert werden. Der Vergleich von Wissens- und Säurebegriff scheint auch aus anderen Gründen nicht angemessen zu sein: Säure kann in der Chemie durch spezielle interne Fachbegriffe der Naturwissenschaften wie „elektrolytische Dissoziation“ konsistent definiert werden kann. Dieser Begriff hat nichts mehr mit unserem lebensweltlichen Begriff von Säure bzw. „sauer“ zu tun.

² Sartwell führt auch die Möglichkeit an, Rechtfertigung einen intrinsischen Wert, nicht nur einen instrumentellen zuzuschreiben. In diesem Fall habe man es jedoch nur mit dem zweiten Horn eines Dilemmas zu tun: Da der Wissensbegriff dann über zwei Merkmale bestimmt wird, die beide als Zielbegriffe zu verstehen sind, ist ein Konflikt zwischen diesen beiden Zielen unvermeidbar.

³ Vgl. etwa Baumann (2001), Hofmann (2002), Grundmann (2008).

Bei „Wissen“ aber verhält es sich anders, da solche interne Fachbegriffe zur Definition des Wissensbegriffs in der philosophischen Erkenntnistheorie überhaupt nicht vorliegen.

Wenn man den Voraussetzungen Sartwells und Beckermanns zustimmt, also Wahrheit als Ziel unserer Erkenntnisbemühungen anerkennt und Rechtfertigung nur einen instrumentellen Wert zuschreibt, so folgt daraus nicht zwangsläufig eine Inkohärenz des Wissensbegriffs, die sich für die Erkenntnistheorie als systematisch erweist. Frank Hofmann bemerkt zurecht, dass wir von unserem „*Wissensbegriff nicht verlangen dürfen, dass er uns über den theoretischen Status der Werte aufklärt, die die von ihm kombinierten Merkmale Rechtfertigung und Wahrheit implizieren.*“ (Hofmann 2007, 149). Das Spannungsverhältnis zwischen Wahrheit und Rechtfertigung erscheint für den alltäglichen Wissensbegriff eher konstitutiv als problematisch: Je nachdem, aus welcher Perspektive wir urteilen, kann sie als Kriterium für Wahrheit (dann, wenn wir nach wahren Überzeugungen streben) oder als Kriterium für das Vorliegen von Wissen (dann, wenn uns die Wahrheit von Überzeugungen bekannt ist) dienen.⁴

Im Gegensatz zu Sartwell, welcher sich aufgrund der scheinbaren Inkohärenz des dreigliedrigen Wissensbegriffs einer Minimalposition von Wissen verschreibt, welche Wissen als „wahre Überzeugung“ auffasst, geht Beckermann noch einen Schritt weiter und spricht sich für die Verbannung des Wissensbegriffs aus der Erkenntnistheorie aus. Eine Alternative zum minimalen Wissensbegriff sei aus systematischen Gründen nicht in Sicht. Da der minimale Wissensbegriff aber nicht alle Instanzen einfange, die wir im alltäglichen Leben als „Wissen“ klassifizieren, sollten wir lieber auf einen solchen irreführenden *terminus technicus* verzichten und nur noch von „wahren Meinungen“ einerseits und „gerechtfertigten Meinungen“ andererseits sprechen. Meiner Ansicht nach ist weder die Diagnose, die Beckermann stellt – die Inkohärenz und Irrelevanz des Wissensbegriffs – noch sein Therapievorschlagn – die Verbannung des Wissensbegriffs aus der Erkenntnistheorie – überzeugend. „Wissen“ gehört zu den ersten Worten, die wir erlernen und von klein auf anwenden. In allen Wissenschaftsgebieten und im Berufsleben wird Wissen als Ziel- und Ehrenbegriff verwendet, und in einigen Wissenschaftszweigen, beispielsweise der Psychologie, Informatik oder in den Wirtschaftswissenschaften, wird Wissen sogar explizit thematisiert. Die weite Verbreitung des Wissensbegriff in alle Sprachen spricht dafür, dass durch diesen Begriff ein menschliches Grundbedürfnis zum Ausdruck gebracht wird.⁵ Meiner Ansicht nach darf die philosophische Erkenntnistheorie auf einen solchen Begriff nicht verzichten. Zudem würde mit der von Beckermann vorgeschlagenen Maßnahme die Frage in den Raum gestellt, welche Begriffe überhaupt ihre Berechtigung in der Erkenntnistheorie haben.

III. „Wissen“ ohne Begriffsanalyse?

Die von Beckermann angestoßene Diskussion wirft Fragen nach den Ansprüchen auf, die in der Philosophie an eine angemessene Verwendung von Begriffen gestellt werden können und sollten. Insbesondere der Status von Begriffsanalysen in der Philosophie sollte überdacht werden: Sind sie überhaupt in gleicher Weise zu verstehen wie in den Naturwissenschaften oder der Mathematik?

⁴ Vgl. hierzu Baumann (2001, 597).

⁵ Vgl. hierzu Craig (1990).

Thomas B. Seiler (2001) führt Zweifel an, ob eine formale Begriffsanalyse im strengen Sinne überhaupt für Begriffe wie „Wissen“, für „natürliche“ Begriffe im Gegensatz zu „künstlichen“ möglich ist.⁶ Formale Begriffsanalysen können durch den Versuch gekennzeichnet werden, eine explizite Intension anzugeben, die sich mit der Extension des betreffenden Begriffs decken soll. Streng genommen sind solche Analysen gemäß Seiler nur für „künstliche“ Begriffe sinnvoll, nicht aber für „natürliche“. Unter „künstlichen“ Begriffen versteht er Begriffe, die in philosophischen und wissenschaftlichen Diskussionen explizit so definiert wurden, dass sie nur die nach dem Stand der Wissenschaft für eine Klasse von Gegenständen wesentlichen und bestimmenden Merkmale und Beziehungen enthalten. Hierunter sind insbesondere Fachtermini zu verstehen, Begriffe, die von Wissenschaftlern zur präzisen Bestimmung und Abgrenzung klar umrissener Sachverhalte neu eingeführt werden. „Natürliche“ Begriffe, die der Alltagssprache entstammen, welche nicht im strengen Sinne definiert werden und deren Bedeutungsgehalt sich nicht auf definitionsartige Merkmale beschränkt, seien hingegen nur schwerlich durch eine formale Begriffsanalyse einzufangen. Die Unterscheidung von Intension und Extension, also von Inhalt und Umfang eines Begriffs, sei ebenso wie die Definition eines Begriffs als Menge von Gegenständen und Merkmalen als Idealisierung zu verstehen, die sich für „natürliche“ Begriffe als höchst problematisch erweise. Hierbei handle es sich nämlich immer um „offene Mengen“, die jeder Zeit flexibel ergänzt und erweitert werden könnten. Die Extension sei einem solchen Begriff also nicht als abgeschlossene Gesamtheit von Gegenständen und Ereignissen, auf welche er sich bezieht, vorgegeben. Weder die tatsächliche Menge der einzelnen Gegenstände oder Ereignisse noch deren Merkmale seien je vollständig bekannt. Ein natürlicher Begriff beruhe somit nicht auf einer Menge von tatsächlich gegebenen und beobachteten Objekten und Ereignissen, sondern benenne allenfalls eine offene Menge von Gegenständen, Merkmalen und Ereignissen, die sich in regelhafter Weise aus den Eigenschaften ergibt, welche man ihnen zuschreibt. Aus diesen Überlegungen folgert Seiler, dass sich eine formale Begriffsanalyse im strengen Sinne nicht auf natürliche Begriffe anwenden lässt.

Nimmt man Seilers Überlegungen ernst, so spricht viel dafür, philosophischen Begriffsanalysen, die natürliche Begriffe wie „Wissen“ zum Gegenstand haben, nicht den gleichen Status zuzusprechen wie Analysen, die sich mit künstlichen Begriffen befassen, da ersteren nicht dieselbe Präzision und Geschlossenheit zukommen kann. Werden solche idealen Anforderungen an eine Begriffsanalyse gestellt, so muss man sich darüber bewusst sein, dass durch sie nur Fachtermini erzeugt werden, die die Bedeutung des Begriffs in seiner natürlichen Verwendung nie vollständig erfassen können. Somit scheinen die Anforderungen, die Beckermann an eine angemessene Verwendung eines Begriffs in der Erkenntnistheorie stellt, zwar überzogen, wohingegen seine Zweifel an formalen Begriffsanalysen in der Philosophie ihre Berechtigung haben.

Neben der von Seiler angeführten Kritik aus bedeutungstheoretischer Perspektive finden sich auch innerhalb der philosophischen Erkenntnistheorie kritische Bemerkungen zum begriffsanalytischen Vorgehen zur Bestimmung des Wissensbegriffs. Edward Craig (1990) bemerkt beispielsweise, dass die Diskussion der letzten Jahrzehnte von der Suche nach notwendigen und hinreichenden Bedingungen für Wissen gekennzeichnet sei, d.h. nach einer expliziten Intension des

⁶ Vgl. hierzu Seiler (2001, 68ff.).

Wissensbegriffs, die unsere intuitive Extension decken solle. Dabei habe sie nicht berücksichtigt, dass wir nicht nur über Intuitionen bezüglich der Extension, sondern auch bezüglich die Intension von Wissen verfügen, über Gründe und Kriterien, die angeben, weshalb einige Fälle als Wissen klassifiziert werden. Und selbst wenn eine Analyse ein überzeugendes Ergebnis liefern würde, könnten wir mit ihr, so Craig, nicht zufrieden sein: Fragen, die mit der weiten Verbreitung des Wissensbegriffs zu tun haben würden davon überhaupt nicht berührt. Je komplexer eine Analyse verfähre, desto schwieriger sei die Beantwortung der Frage, warum der Begriff von so wesentlicher Bedeutung für unser Alltagsleben ist. Die Fokussierung auf den *Zweck*, den der Wissensbegriff einnimmt, kann gemäß Craig bessere Auskünfte über den Wissensbegriff liefern als eine Analyse.

Eine Ablehnung der Begriffsanalyse von Wissen, wenn auch aus anderen Gründen, findet sich auch bei Timothy Williamson (2000): Durch die Bestimmung von Wissen als „allgemeinsten, faktischen mentalen Zustand“ lehnt Williamson deswegen eine Wissensdefinition über notwendige und hinreichende Bedingung ab, weil er Wissen als grundlegender auffasst als Überzeugung und Wahrheit und somit annimmt, dass „Wissen“ nicht in jene Begriffe zerlegt werden kann. Darüber hinaus sei es falsch, die Möglichkeit eine Begriffsanalyse für „Wissen“ nach jenem Schema als selbstverständlich anzunehmen. In gleicher Linie argumentiert auch Jason Stanley (2005) und spricht sich dafür aus, die Begriffsanalyse nicht an den Anfang der Erkenntnistheorie zu stellen, sondern vielmehr mit Überlegungen zur Rolle von Wissen und allgemeinen Aussagen darüber zu beginnen.

Die Überlegungen zu dem Status der Begriffsanalyse von Wissen und zu den Problemen, die mit einem begriffsanalytischen Vorgehen verbunden sind, machen folgendes deutlich: Philosophischen Begriffsanalysen, durch die versucht wird, Begriffe zu definieren, die sich an der Schnittstelle zwischen lebensweltlichem und wissenschaftlichem Gebrauch befinden, muss ein anderer Status zukommen als den meisten Begriffsanalysen in den positiven Wissenschaften oder der Mathematik. Wären sie nämlich an dieselben Idealisierungsbedingungen geknüpft, so erzeugten sie zwangsläufig nur Fachbegriffe, die den lebensweltlichen Gebrauch des jeweiligen Begriffs nicht angemessen einfangen können. Zudem ist deutlich geworden, dass es neben dem begriffsanalytischen Vorgehen alternative Methoden gibt, die den Wissensbegriff über eine bestimmte Rolle oder einen Zweck, dem sie ihm in unserem Sprachgebrauch oder als mentales Phänomen zuordnen, zu beschreiben versuchen.

IV. Epistemische Ziele und Werte

Im Kern der Debatte um den Wissensbegriff, so bemerkt Beckermann selbst, steht die Frage nach epistemischen Zielen und Werten. Das von Sartwell aufgezeigte Spannungsverhältnis zwischen Wahrheit und Rechtfertigung, aus welchem die Inkohärenz des Wissensbegriffs hergeleitet wird, stützt sich ja gerade auf die unterschiedlichen Werte, die beiden Merkmalen von Sartwell zugeordnet werden. Die weitreichende Bedeutung, die epistemischen Zielen und Werten bei der Diskussion zukommt, lässt sich auch erkennen, wenn man einen Blick auf Franz von Kutscheras (1982) Auffassung von Wissen wirft, auf welchen Beckermann wesentlich Bezug nimmt. Von

Kutschera kommt ebenso wie Sartwell, wenn auch aus anderen Gründen, zu dem Schluss, dass der traditionelle dreigliedrige Wissensbegriff abzulehnen und durch eine Minimaldefinition von Wissen als „wahrer Überzeugung“ zu ersetzen sei. Dies begründet er zum einen damit, dass der Minimalbegriff von Wissen durch das Hinzufügen einer weiteren Bedingung an Konsistenz und Präzision nur verlieren kann, zum anderen aber auch dadurch, dass er die auf Platons Dialog „Menon“ zurückgehende Intuition in Frage stellt, gemäß der Wissen wertvoller ist als bloß „wahre Überzeugung“. Vielleicht mögen wir zwar durch einen dreigliedrigen Wissensbegriff einen Begriff gewinnen, der der umgangssprachlichen Verwendung des Wortes „Wissens“ näher kommt als der minimale Wissensbegriff, doch ließe sich daraus nicht folgern, dass wir über ihn zu einem Begriff von Wissen in einem qualitativ höheren Sinne gelangen würden.

Schwierigkeiten bezüglich dieser „Menon“-Intuition ergeben sich offenbar für all diejenigen, die Wahrheit als einziges epistemisches Ziel betrachten und somit Rechtfertigung zwangsläufig diesem Ziel unterordnen. Mit Frank Hofmann (2007) gesprochen, können die Vertreter solcher Positionen „Wahrheitsmonisten“ genannt werden. Die Reaktionsmöglichkeiten auf die Unverträglichkeit von wahrheitsmonistischen Positionen und der „Menon“-Intuition lassen sich grob in zwei Hauptstrategien zusammenfassen: (1) Die Aufgabe des Wahrheitsmonismus zugunsten eines anderen alleinigen epistemischen Ziels oder aber eines Pluralismus epistemischer Ziele, und (2) das Festhalten am Wahrheitsmonismus, welches entweder das Bestreiten der „Menon“-Intuition oder das angemessene Integration der „Menon“-Intuition in die wahrheitsmonistische Position trotz der scheinbaren Unverträglichkeit.

Die zweite Strategie verfolgen von Kutschera und Hofmann. Von Kutschera bestreitet zwar nicht, dass die „Menon“-Intuition beim alltäglichen Sprachgebrauch des Wortes „Wissens“ vorliegt; er bestreitet hingegen, dass sie von solcher Relevanz ist, als dass sie uns veranlassen sollte, zugunsten der systematischen Bedürfnisse der Erkenntnistheorie auf den Wahrheitspluralismus und einen zweigliedrigen Minimalbegriff von Wissen zu verzichten. Hofmann versucht hingegen zu zeigen, dass die „Menon“-Intuition auch im Rahmen einer wahrheitsmonistischen Position erklärt werden kann, nämlich durch das Aufzeigen von Relationen zwischen primären und sekundären epistemischen Zielen oder Werten. Primäre und sekundäre Werte werden hierbei jeweils durch ihre Träger individuiert. Als primäre Träger von epistemischen Werten sollen Überzeugungen gelten; sekundäre Werte können Personen, Prozessen, Umständen oder Meinungsgenesen zugesprochen werden.

Mir scheint hingegen die erste der beiden Strategien die attraktivere zu sein, und zwar aus dem Grund, dass mir die Annahme, Wahrheit sei das einzige Ziel unserer Erkenntnisbemühungen, wenig plausibel erscheint. Zwar ist es überzeugend, davon auszugehen, dass wir wahre Überzeugungen anstreben und diese für sich genommen nicht steigerungsfähig sind, doch sollten statt Überzeugungen vielmehr Zustände von Wissenssubjekten als primäre Träger von epistemischen Werten aufgefasst werden. Und aus dieser Perspektive ist Wahrheit als Ziel durchaus steigerbar, dann nämlich, wenn das Verhalten des Wissenssubjekts zu diesen wahren Überzeugungen bzw. die Struktur seiner Wissensbestände in den Blick genommen wird. Zudem setzen Wahrheitsmonisten ein zu unpersönliches Ziel an, zu welchem nicht einmal ein geeignetes Zustandsverb gebildet

werden kann, wohingegen Wissen, Rechtfertigung oder Verstehen dies zulassen. Und es scheint mir sinnvoller, einen epistemischen Zielbegriff anzusetzen, dem ein zugehöriges Tätigkeitsverb zukommt, beispielsweise „Verstehen“ oder „Wissen“.

Aus dieser Perspektive lässt sich Aufschluss über die „Menon“-Intuition gewinnen: Nimmt man primär Überzeugungen als Träger epistemischer Werte an, so scheint mir diese Intuition nicht haltbar zu sein. Wenn aber Zustände von Wissenssubjekten als primäre Träger epistemischer Werte aufgefasst werden, so spielen zwangsläufig auch Meinungsgenesen, Fundierungen und Zusammenhänge eine zentrale Rolle, so dass „wahre, gerechtfertigte Überzeugungen“ durchaus gegenüber bloß „wahren Überzeugungen“ als wertvoller betrachtet werden können.

V. Wissen und Praxis

Der Versuch, den Wissensbegriff durch eine Begriffsanalyse zu fassen, ist eng an die Fokussierung der Erkenntnistheorie auf ausschließlich propositionales Wissen gebunden. Andere nicht-propositionale Wissensformen, wie beispielsweise das von Gilbert Ryle geprägte „knowing how“, wurden hingegen nur als Randerscheinung diskutiert. Allerdings ist in der Philosophiegeschichte eine solche Begrenzung des Fokusses nicht kontinuierlich feststellbar; beispielsweise hat der Wissensbegriff, *epistêmê*, bei den antiken Griechen einen deutlich weiteren Fokus; neben sprachlich veräußerbarem Wissen wurden auch praktische Fähigkeiten und Fertigkeiten unter diesem Begriff gefasst. Darüber hinaus war der Begriff der *epistêmê* eng an den Begriff der *technê*, und somit an Kunst und Handwerk, gebunden.⁷

In den meisten Einführungswerken in die analytische Erkenntnistheorie wird zu Beginn praktisches Wissen bzw. knowing-how mit propositionalem Wissen kontrastiert, und behauptet, es handle sich schlicht um etwas völlig anderes, was nicht Thema der Erkenntnistheorie sei. Das Verhältnis der beiden Wissensformen lässt sich aber noch in anderer Weise verstehen: Bezüglich des Status von praktischem Wissen in der Erkenntnistheorie lassen sich zwei Strategien unterscheiden: (1) Anti-intellektualistische Positionen, welche praktische Wissensformen als Fähigkeiten auffassen, die nicht auf propositionales Wissen reduziert werden können. Bekanntester Vertreter dieser Position ist Ryle. (2) Intellektualistische Positionen, die davon ausgehen, dass praktisches Wissen nur scheinbar ein Gegenstück zu propositionalem Wissen darstellt. Bei genauerer Betrachtung könne es hingegen auf propositionales Wissen reduziert werden und sei daher als eine bestimmte Art solchen Wissens aufzufassen. Vertreter dieser Position sind beispielsweise Stanley und Williamson (2001).

Für einige Fälle von praktischem Wissen scheinen intellektualistische Positionen durchaus nahe liegend zu sein, dann nämlich, wenn sie sich auf Handlungen beziehen, die stark regelgeleitet und formalisiert sind, und deren Ausführung wenig Übung und motorisches Geschick kostet, beispielsweise bei dem Wissen, wie man ein Bankkonto eröffnet. Dennoch bleiben diese Positionen mit zwei schwerwiegenden Problemen behaftet: (1) Von der Tatsache, dass ein Subjekt über relevante Informationen bezüglich einer Tätigkeit verfügt, lässt sich nicht darauf schließen, dass dieses Subjekt auch imstande ist, dieses Wissen in die Tat umzusetzen und anzuwenden. (2)

⁷ Vgl. hierzu Hintikka (1974, 28ff.)

Bezüglich bestimmter basaler Tätigkeiten lassen sich überhaupt keine relevanten Informationen, Regeln oder Maximen angeben. Diese Tätigkeiten scheinen wir „einfach so“, ohne Rückgriff auf Informationen oder Regelwissen, ausführen zu können.

Dem Intellektualisten bleiben als Antwort auf diese Probleme zwei Möglichkeiten: Entweder er behauptet, dass die Ausführung einer Tätigkeit selbst nicht als Wissensform aufzufassen ist, sondern nur das Wissen über die relevanten Informationen, auf welchen die Tätigkeit beruht. Oder er nimmt eine Ausweitung seines Ansatzes vor, indem er propositionales Wissen nicht ausschließlich als (zumindest teilweise) sprachlich explizierbares Wissen versteht, sondern auch implizites propositionales Wissen zulässt und die besagten praktischen Wissensformen auf solches Wissen zurückführt. Beide Antworten sind meiner Ansicht nach nicht überzeugend.

Durch die erste Antwort wird verkannt, dass es durchaus ein erkenntnistheoretisches Interesse an praktischen Fähigkeiten gibt, das über das zugrunde liegende Regelwissen hinausgeht. Deutlich wird dies, wenn man Craigs pragmatische Perspektive auf den Wissensbegriff einnimmt, welcher den Begriff des „guten Informanten“ in den Mittelpunkt stellt.⁸ Praktische Wissensformen sind gemäß Craig schon deswegen ernst zu nehmen, weil das Verwenden des Begriffs „Wissen“ für das Vermögen, bestimmte Tätigkeiten ausführen zu können, keine sprachliche Randerscheinung darstellt, sondern in vielen Sprachen wiederzufinden ist. Die Verwendung des Wissensbegriffs in solchen Situationen stelle somit eine soziale Praxis dar, deren Zweck einer Betrachtung wert ist. Und in Bezug auf Tätigkeiten können wir, so Craig, nicht nur diejenigen als Informanten gelten lassen, die uns verbal Auskunft über die Ausführung der Tätigkeit geben können, sondern eben auch jene, die durch Vorzeigen, durch die praktische Ausübung, Tätigkeiten für uns sichtbar und erlebbar machen. Darüber hinaus lassen sich weitere Parallelen von praktischem und propositionalem Wissen aufzeigen, beispielsweise die Tatsache, dass beide in irgendeiner Weise erlernt und gelehrt werden können. Diese Kongruenzen der beiden Wissensformen sprechen schlicht gegen die Verbannung von praktischen Fähigkeiten aus dem erkenntnistheoretischen Blickfeld.

Die zweite Antwort, die mit dem Verweis auf implizites Wissen propositionaler Struktur verbunden ist, scheint an eine zu hohe theoretische Annahme gebunden. Wählt man diese Auffassung, so müsste man zwangsläufig jedem Lebewesen, das bestimmte Fähigkeiten ausführt, propositionales Wissen zuschreiben. Die Frage, ob nichtsprachliche Lebewesen über propositionales Wissen verfügen können, ist aber höchst umstritten. Zudem bleibt der Begriff der „Propositionalität“ hier ungeklärt. So erweist sich diese Strategie eher als ad-hoc-Annahme denn als explanatorischer Gewinn.

All diese Probleme rücken anti-intellektualistische Position in ein besseres Licht als intellektualistische. Allerdings sollte aus der Annahme, dass praktisches Wissen nicht auf propositionales Wissen reduziert werden, nicht folgen, dass nur letztes, Wissen „im engeren Sinne“, Gegenstand der Erkenntnistheorie ist. Praktische Erkenntnisformen sollten vielmehr als eigenständige Wissensformen anerkannt werden. Die philosophische Erkenntnistheorie sollte sich nicht auf eine der beiden kontrastierten Wissensformen fokussieren und dabei die andere aus den Augen verlieren. Nicht zuletzt aufgrund seiner Formulierbarkeit und Vermittelbarkeit stellt

⁸ Vgl. hierzu Craig (1990, 149ff.).

propositionales Wissen eine zentrale Wissensform von höchstem Interesse dar. Doch eine ausschließliche Fokussierung auf diese Wissensform übersieht, dass es sich gewissermaßen nur um die Spitze eines Eisbergs handelt. Rückt man auch praktische Fähigkeiten, motorische und kognitive, ins Blickfeld der Erkenntnistheorie, so deckt man damit nicht nur ein weiteres Feld derjenigen kognitiven Leistungen ab, die unsere Lebenswelt prägen. Insbesondere durch die Reflexion von Wissen auf Handlungen, die wir ausrichten und die uns die Welt erleben und erkennen lassen, kann der Wissensbegriff eine entscheidende Wendung erfahren. Die Frage nämlich, wie wir unsere Handlungen begrifflich klassifizieren und sprachlich einfangen, und ob diese überhaupt dafür zugänglich sind, erscheint mir eine grundlegende Frage der Erkenntnistheorie zu sein.

Eine zentrale Strömung, die in den Kognitionswissenschaften beobachtet werden kann, würde für die philosophische Erkenntnistheorie im Falle einer Öffnung ihres Fokusses interessante Schnittstellen bieten: Louise M. Antony (2002) bezeichnet die begriffsanalytische Vorgehensweise vernichtend als „Cartesian Epistemology“ bezeichnet, da diese von der Annahme ausgehe, Wissen könne identifiziert und charakterisiert werden, ohne dass dabei Merkmale berücksichtigt würden, welche Menschen voneinander unterscheiden, ob intrinsische (beispielsweise körperliche) oder extrinsische (beispielsweise soziokulturelle). Zwar stünden analytische Erkenntnistheoretiker diesen Merkmalen gewisse erkenntnistheoretische Bedeutung zu, doch diese bezögen sich eben nur auf Input und Output von Erkenntnistätigkeiten, nicht aber auf die „Maschinerie“ selbst, auf das Wesen von Wissen und Erkenntnis. Die Embodiment-Strömung in den Kognitionswissenschaften zielt darauf ab, uns als körperliche, in Umweltbegebenheiten eingebettete Wesen zu begreifen, deren Erkenntnisvermögen, ja deren Vorstellung von Erkennen selbst von dieser Einbettung und Verkörperung abhängt. Durch die Einbeziehung motorischer Fähigkeiten, die wesentlich an körperliche und situative Bedingungen gebunden sind, könnten sich folglich genuin erkenntnistheoretische Fragestellungen und Ansätze der modernen Kognitionswissenschaften wechselseitig anregende Impulse liefern.

Eine Ausweitung des Wissensbegriffs auf praktische Erkenntnisformen wäre auch deswegen von Vorteil, da in der neueren Philosophie des Geistes wesentliche Diskussionsanstöße gewonnen und Diskussionsströme beeinflusst werden könnten: Hier findet der Wissensbegriff überwiegend in neueren Ansätzen zur Erklärung von Wahrnehmung und anderen kognitiven Phänomenen Gebrauch, wo oftmals auf ein „implizites Wissen“ verwiesen wird, auf welches wir uns wahrnehmend und handelnd beziehen. Eine Klärung, welche Rolle Wissen in diesem Kontext zukommt, wie Wissen hier überhaupt zu verstehen ist, würde eine hilfreiche Plattform für den Streit zwischen sog. Repräsentationalisten und Enaktivisten bieten.⁹

VI. Konklusion

Die von Beckermann hervorgebrachten Argumente gegen die Inkohärenz und Irrelevanz des Wissensbegriff können zwar zurückgewiesen werden, sie legen aber das Bedürfnis nahe, über einige

⁹ Vgl. hierzu Hutto (2005).

Fragen der systematischen Erkenntnistheorie neu nachzudenken: (1) Eine Begriffsanalyse im strengen Sinne erweist sich für die Definition von Wissen nicht als sinnvoll. Alternative Zugangsweisen zu einem Verständnis von Wissen aus philosophischer Perspektive können hingegen Aufschluss über eine mögliche Verwendung des Wissensbegriffs in der Erkenntnistheorie geben, die weniger hohe Ansprüche an den Gebrauch des Begriffs stellt. (2) Wahrheit als einziges epistemisches Ziel anzunehmen, erscheint nur dann plausibel, wenn Überzeugungen als primäre Träger epistemischer Werte angenommen werden. Verbindet man epistemische Werte aber mit dem Zustand von Wissenssubjekten und somit mit deren vollständiger Menge an Überzeugungen – und diese Auffassung erscheint mir plausibler – so ist es sinnvoll, einen angereicherten Zielbegriff anzusetzen. (3) Die Ausweitung des erkenntnistheoretischen Fokus auf nicht propositionale Wissensformen, etwa auf praktisches Wissen, trägt nicht nur unserem alltäglichen Sprachgebrauch Rechnung, sondern macht zudem die philosophische Erkenntnistheorie anschlussfähig für neue Diskussionsanstöße aus benachbarten Disziplinen.

Literatur

Antony, L. M. (2002), Embodiment and Epistemology, in P. K. Moser (Hrsg.), 'The Oxford Handbook of Epistemology', Oxford University Press, 463-478.

Baumann, P. (2001), 'Ist der Begriff des Wissens inkohärent?', *Zeitschrift für philosophische Forschung* **55**, 594-601.

Beckermann, A. (1997), Wissen und wahre Meinung, in W. Lenzen (Hrsg.), 'Das weite Spektrum der analytischen Philosophie', Walter de Gruyter, Berlin/New York, Berlin, 24-43.

Beckermann, A. (2001), 'Zur Inkohärenz und Irrelevanz des Wissensbegriffs', *Zeitschrift für philosophische Forschung* **55**, 571-593.

Beckermann, A. (2002), 'Lässt sich der Wissensbegriff retten? Replik auf die Kritiken von Peter Baumann, Thomas Grundmann und Frank Hofmann', *Zeitschrift für philosophische Forschung* **56**, 586-594.

Craig, E. (1990), *Knowledge and the State of Nature. An Essay in Conceptual Synthesis*, Clarendon Press, Oxford.

Gettier, E. L. (1963), 'Is justified true belief knowledge?', *Analysis* **23**, 121-123.

Grundmann, T. (2002), 'Warum wir Wissen als einen wichtigen Begriff der Erkenntnistheorie betrachten sollten - Eine Antwort auf Ansgar Beckermann', *Zeitschrift für philosophische Forschung* **56**, 118-124.

Grundmann, T. (2008), *Analytische Einführung in die Erkenntnistheorie*, de Gruyter, Berlin.

Hintikka, J. (1974), *Knowledge and the Known. Historical Perspectives in Epistemology*, D. Reidel, Dordrecht.

Hofmann, F. (2002), 'Die Rolle des Wissens und des Wissensbegriffs in der Erkenntnistheorie', *Zeitschrift für philosophische Forschung* **56**, 125-131.

Hofmann, F. (2007), 'Wahrheit und Wissen. Einige Überlegungen zur epistemischen Normativität', *Zeitschrift für philosophische Forschung* **61**(2), 147-174.

Hutto, D. D. (2005), 'Knowing what? Radical versus conservative enactivism', *Phenomenology and the Cognitive Sciences* **4**, 389-405.

von Kutschera, F. (1982), *Grundfragen der Erkenntnistheorie*, de Gruyter, Berlin.

Ryle, G. (1949), *The Concept of Mind*, Hutchinson, London.

Sartwell, C. (1992), 'Why knowledge is merely true belief', *Journal of Philosophy* **89**, 167-179.

Seiler, T. B. (2001), *Begreifen und Verstehen. Ein Buch über Begriffe und Bedeutungen*, Verlag Allgemeine Wissenschaft.

Stanley, J. (2005), *Knowledge and Practical Interests*, Oxford University Press.

Stanley, J. & Williamson, T. (2001), 'Knowing How', *The Journal of Philosophy* **98**(8), 411-444.

Williamson, T. (2000), *Knowledge and its Limits*, Oxford University Press.

Wittgenstein, L. (1984), *Philosophische Untersuchungen. Werkausgabe Band 1*, Suhrkamp.